

3 Kioske am See [Fortsetzung]

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 14

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

7. Fortsetzung

Als sie verschwunden waren, meinte Zagorski, Herbert wolle sicher die Stadt ansehen. Doch Herbert hatte keineswegs die Absicht, zum Glück setzte ein leichter Regen ein, so daß er sein Verweilen in den unwirtlichen Büroräumen begründen konnte. Zagorski sah keineswegs mehr liebenswürdig aus. Er telephonierte eingehend. Die Tür öffnete sich, und es erschien ein hagerer rotblonder Mann, mit einer spitzen, geierähnlichen Nase, einem verkümmerten Mund und den Augen eines Raubtieres. Er trug einen schmutzig-grünen Anzug, und die Haut seines faltigen Gesichtes sah farblos, käsigt aus. Er sei Sedlaczek, der Sekretär Herrn Zagorskis, meinte er in einem auffallend guten Deutsch. Dann sagte er etwas zu Zagorski, und Herbert hätte schwören können, daß es etwas Unverschämtes war. Zagorski wurde kleinlaut; Herr Sedlaczek begann sich seinem Gast zu widmen. Der Kampf dauerte eine halbe Stunde. Herbert siegte. Er ließ sich einfach nicht hinauswerfen. Er wehrte alle Vorschläge von Auto-Rundfahrt bis Altstadtquartier-Besichtigung — wobei Sedlaczek anzüglich grinste — in ruhigem, aber unersütterlichem Ton ab.

Als sich die Tür öffnete und zwei Besucher hereintraten, merkte Herbert, daß Sedlaczek ihn am liebsten die Treppe hinuntergeworfen hätte. Der eine der neuen Ankömmlinge war sichtlich den besseren Ständen zugehörig. Er begrüßte sogar Herbert mit ein paar französischen Brocken. Anscheinend war er auf Polnisch weit weniger genießbar, denn nach einem hitzigen Gespräch öffnete Zagorski unwillig eine Schublade und händigte ihm eine größere Summe aus, die der Mann sorgfältig nachzählte, wobei er die schmutzigen Scheine mit dem angefeuchteten Finger durchblätterte. Dann meldete sich mit tiefer schwerer Stimme der andere Mann zum Wort. Sein Polnisch war mit deutschen Brocken durchsetzt. Herbert lauschte, während er sein Gesicht in gleichgültige Falten legte. Leider ließ sich nichts Genaueres feststellen außer der Tatsache, daß der Mann, ein Bäcker namens Kukuk, eine größere Summe zu bekommen hatte. Mehrere Male ermahnte Sedlaczek den Besucher an irgend etwas, was mit Herbert zusammenhing, denn der große Mann drehte sich schwerfällig um und musterte den Fremden aus blöden, blauen Augen. Schließlich warf Sedlaczek den Bäcker förmlich zur Tür hinaus. Und anscheinend war Herr Sedlaczek kein guter Schauspieler. Denn als Herbert jetzt den Wunsch äußerte, fortzugehen, verklärte sich das Fuchsgesicht des Sekretärs zu einem unverhohlenen freudigen Lächeln, während der Schriftsteller Zagorski untröstlich und leider nicht in der Lage war, dem Besucher die Verlockungen des nächtlichen Krakaus vorzuführen.

In dem Augenblick, da Herbert aus dem Haus trat, erschienen wieder vier Leute, die zum Büro der Makedonia-Vertretung hinaufstiegen. Es ließ sich selbst durch den langen Regenmantel nicht verheimlichen, daß einer von ihnen den Frack eines Kellners trug.

Herbert hatte keine Zeit für ihn, denn er mußte dem Bäcker Kukuk nach. Auf verwirrende Weise glichen sich alle Straßen. Winklig, verwahrlost eine wie die andere. Überall gähnten dunkle Toreinfahrten, überall balgten sich Hunde und halbnackte Kinder. Die Armut bot sich hüllenlos dar.

Als Herbert den Bäcker Kukuk in einem düsteren Haus verschwinden sah, zögerte er, ob er in dieses Inferno eindringen sollte. Das Inferno war jedoch nur eine Durchfahrt, hinter der ein relativ sauberer Bäckerladen, sonderbarerweise in einem Hof verborgen, frische und appetitliche Weggli präsentierte.

Nachdenklich blieb Herbert in der Toreinfahrt stehen. Es gab keinen Zweifel: der Bäcker Kukuk paßte auf irgendeine Weise nicht in das Bild eines Tabakvertriebs-

systems, oder man mußte in diesem östlichen Gebiet alle europäischen Maßstäbe an den Nagel hängen.

Der Dicke erkannte ihn sofort. Er händigte ihm mit zutraulichem Blick die Kipfel aus und fragte Herbert, ob er die Herren Zagorski und Sedlaczek schon lange kenne. Auf Herberts halb bejahende, halb verneinende Handbewegung hin lachte Kukuk laut und radebrechte etwas von «Verstäh schonn». Mit dem Julek und dem Zagorski wolle er übrigens nichts mehr zu tun haben, bemerkte er. Doch als Herbert vorsichtig weiter in ihn dringen wollte, wurde er mißtrauisch. Mit einem Mal verstand er kein Deutsch mehr. Herbert kaufte drei Tafeln «Wedel»-Schokolade sowie einen Kuchen. Aber der Mann gab keinen Laut mehr von sich.

Langsam schlenderte Herbert nach dem «Ring» zurück. Jetzt erst bemerkte er, daß die beiden schlanken Türme der Marienkirche ungleich hoch waren, und daß über jedem von ihnen ein kleiner goldener Reif schwebte. Hinter dem Denkmal des Dichters Mickiewicz lag das Café Nowalkowski, dessen Scheiben einladend blinkten. Etwas ermüdet bestellte Herbert einen Schwarzen. Das Mobiliar erinnerte an die österreichische Vergangenheit Krakaus. Man bekam zuerst ein Glas Wasser, die Kellner verneigten sich übertrieben höflich und schlepten Zeitungen in allen Sprachen herbei. Zerlumpte, betrelnde Kinder drückten ihre Nasen an den Scheiben platt und wurden barsch von dem Ober verjagt, der dabei seinen ganzen Wiener Charme einbüßte.

Ein sonderbares Land, dachte Herbert Hößlin und betrachtete verwundert den Kellner, der mißtrauisch das 10 Zloty-Stück auf einer Marmorplatte aufspringen ließ, um den Klang zu prüfen.

Zagorski viel auf Reisen.

Eleutherios Xylander warf die Tür heftig zu. Allmählich begannen die Auseinandersetzungen mit Loos unangenehm zu werden. Ein Glück, daß der Mann bald in die Ferien ging. Er sah ja direkt erbärmlich aus, und seine Vorschläge, mit mehr Ruhe zu arbeiten, zu «bremsen», wie er das nannte, konnte man nur von der komischen Seite nehmen. Schon wollte er nach Fräulein Leuschellen, da fiel ihm noch etwas ein. In seiner Jackentasche knisterte es. Er muß unbedingt den Brief lesen, der mit der letzten Flugpost an seine Privatadresse gelangt war, und den er noch nicht hatte öffnen können.

Vorsichtig riß Xylander das Couvert auf, das keinen Absender trug. Xylander wußte, von wem dieser Brief kam. Derartige Schreiben pflegten öfters einzutreffen, und er mußte es als einen geschickten Schadzug ansehen, daß er den Privatsekretär Waclaw Zagorskis, Herrn Juliusz Sedlaczek, als genauen Berichteratter in Krakau sitzen hatte. Ein Berichteratter übrigens, der mehr Dinge zu erzählen wußte, als die Phantasie seines schriftstellerisch begabten Chefs sich träumen ließ.

Ulica Sw. Jana 63 Kraków, am 11. September.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Meine letzten Nachrichten liegen eine Zeitlang zurück. Erst heute haben sich wichtige Dinge ereignet. Meine Arbeit war außergewöhnlich anstrengend. Herr Zagorski scheint von seinem neuen Roman «Quo ibis?» ungewöhnlich in Anspruch genommen. Es entging ihm zum Beispiel vorgestern, daß unser Vertriebsleiter Si. in Sosnowice sich geradezu strafbare Nachlässigkeit hat zuschulden kommen lassen, — vermutlich als Folge einer etwas ausgedehnten «Einladung», die er mit mehreren angeblichen «Geschäftsfreunden» am Abend vorher absolvierte. Es fiel mir gleich auf, daß Herr Zagorski nach seiner Rückkehr eine sehr lebhaftige Tätigkeit entfaltet, die er

vor mir zu verheimlichen suchte. Herr Zagorski begann im voraus für die Belieferung Sorge zu tragen. In einer beinahe leichtfertigen, sehr verehrter Herr Direktor, wurden unsere Vertriebsleiter mit Orders für die nächsten Wochen versehen, ohne daß man doch wissen konnte, wie sich die Belieferung aus Ihrer gesch. Fabrik gestalten wird. Bescheiden erlaube ich mir einen Einwand in der Richtung, daß es gewiß, soweit ich als untergeordnete Kraft die Verhältnisse beurteilen könnte, nicht in Ihrem gesch. Sinne sei, wenn man den Vertrieb so frühzeitig festlege. Jedoch begegnete Herr Zagorski meinen Einwänden mit unliebenswerter Grobheit.

Erst heute, sehr verehrter Herr Direktor, bin ich in die Lage versetzt, Ihnen mitteilen zu können, warum all diese vorsorglichen Maßnahmen getroffen wurden. Ohne mich etwas überschätzen zu wollen, darf ich wohl behaupten, daß es nicht leicht fiel, festzustellen, was die Ursache der Dispositionen à la longue waren. Herr Zagorski beging den Fehler, die Zahl der Reisebüros in Kraków zu unterschätzen. Ich wurde einige Tage zuvor morgens mit einem Auftrag weggeschickt, der mir so wenig wichtig schien, daß ich Zweifel hegte. Ich erfuhr, daß Herr Zagorski nach mir das Büro verlassen hatte. Herr Z. ging zu Cook, wie sich leicht feststellen ließ und nicht, wie gewöhnlich zu «Orbis». Drei 5-Zloty-Stücke genühten. Von dem zweiten Ausläufer bei Cook erfuhr ich, daß Herr Z. ein Billet 2. Klasse nach dem — mir persönlich unbekanntem Ort — Spiez am Thunersee gelöst hatte, via Katowice — Mährisch-Ostrau — Wien — Salzburg. Herr Z. traf alle Anstalten, mir seine Reise zu verheimlichen. Er sprach davon, daß er möglicherweise für einige Tage auf ein benachbartes Schloß bei Ustron reisen werde, und es wird mich auch nicht wundern, wenn ich morgen eine Postkarte aus Schloß Ustron erhalte, in der er mir versichert, daß er gut angekommen sei. Jedoch bin ich meiner Sache um so sicherer, als einer meiner Vertrauensleute — den ich freilich mit Zl. 20.— entlohnen mußte — am Bahnhof sich aufhielt, als der Kattowitz Nachtsschnellzug Herrn Z. davontrug.

Die Gründe für das heimliche Verschwinden Herrn Z.'s sind mir leider nicht klar. Aber sein Bemühen, alles mit größter Vorsicht zu arrangieren, sein Abgehen vom Büro «Orbis», das seit Jahren all die zahllosen Reisen Herrn Z.'s zusammenstellt, beweisen deutlich, daß es sich um eine wichtige und einschneidende Angelegenheit handelt. Deswegen wollte ich nicht versäumen, Ihnen, sehr verehrter Herr Direktor, meinen Bericht so schnell als möglich zugehen zu lassen. Ich muß diesmal bitten, mir die Spesen zu vergüten. Es handelt sich um ca. 60 Zloty, und ich bitte außerdem um die beschleunigte Ueberweisung meines Geholtes.

Übrigens suchte mich ein Herr aus Ihrer Heimatstadt auf, über dessen Absichten und Stellung ich im unklaren tappe. Ich werde mich bemühen, aus den Papieren festzustellen, welchen Zweck diese Reise nach dem Ort Spiez verfolgt, und werde ich Ihnen, verehrter Herr Direktor, sofort Nachricht zukommen lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung erbeuge

Juliusz Sedlaczek.

Mit großer Sorgfalt faltete Xylander das Schreiben zusammen und steckte es in die Brusttasche. Dann drückte er auf den Knopf und verlangte Fräulein Leu.

Eine ganz gewöhnliche Begegnung.

Trudi wartete eine geraume Weile auf das Zeichen des Chefs. Im Büro herrschte «dicke Luft». Die schlechte Laune von Herrn Loos hatte sich lähmend auf die Angestellten gelegt, man flüsterte verstohlen miteinander

Copyright by Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig-Bern



Robinson Crusoe 1937

Vor acht Jahren, als der englische Baumwollfabrikarbeiter George F. Chandler arbeitslos wurde, verließ er die Großstadt im Industriegebiet von Lancaster und zog ans Meer. Wenige Meter von der Küste, in der Nähe von Folkestone, baute er sich seine zweite Heimat auf: zwei Zelte und zwei Hütten aus Brettern, die jetzt der achtköpfigen Familie als Unterkunft dienen. Hier lebt jetzt die Familie, von Fischfang, Geflügelzucht und den Produkten eines kleinen Gartens sich ernährend, eben wie einst Robinson auf seiner Insel.

Au pied des falaises de Folkestone, à quelques mètres de la mer, un «sans travail» anglais Georges F. Chandler a construit deux tentes et deux cabanes en bois où, depuis 8 ans, il loge avec sa femme et ses 7 enfants. Pour vivre, la famille pêche, élève de la volaille et cultive un petit jardin-potager.

und wagte kaum, im Waschraum ein kleines Schwätzchen zu absolvieren. Daß Herr Loos in die Ferien ging, wurde begrüßt. Fräulein Byswang, die Telephonistin, hatte noch eine höchst peinliche Szene zu überstehen gehabt, als sich herausstellte, daß sie eine Bestellung von Herrn Loos weiterzuleiten vergessen hatte. Dabei war die Byswang die verkörperte Verlässlichkeit und eine Säule der Firma. Trudi wunderte sich, daß Xylander sie mit dem Diktat warten ließ. Vielleicht hat er lange telephonierte, dachte sie und beschloß, die Byswang näher unauffällig zu befragen.

Als sie das Arbeitszimmer betrat, sah alles wie immer aus. Es ereignete sich auch weiter nichts Auffälliges. Mit gleichmäßiger Stimme diktierte der Chef langweilige Briefe an Lieferanten in Saloniki, die mit den Preisen unter der Hand heraufzugehen die Absicht hatten, und er zeigte gegen seine Landsleute keinerlei Schonung. Trudi hob den Blick von ihrem Stenogrammblock, Herr Xylander hatte eine Pause gemacht und schaute sich suchend um. Auf dem Nebentisch standen viele vollgerauchte Aschenbecher und eine geöffnete Zigarrenkiste, die sich jedoch als leer erwies. In Gedanken versunken, holte Herr Xylander, während er weiterdiktierte, sein ledernes Zigarrenetui hervor und öffnete es. Dann machte er abermals eine winzige Pause. Das Etui steckte er voller dicker schwarzer «Makedonia»-Zigarren, eine lag säuberlich neben der anderen. Herr Xylander, immer noch im Diktieren, nahm eine heraus, dann gab es wieder eine sekundenlange Pause, so daß Trudi rasch aufsaß. Sie bemerkte, daß er die Zigarre wieder vorsichtig zu-

rücklegte und das Etui in der Brusttasche verwahrte. Sie schrieb weiter.

«Ach Fräulein Leu», sagte Herr Xylander zerstreut, «gehen Sie doch bitte gerade nebenan zur Schätti ins Zimmer und bringen Sie mir eine schwere Makedonia.»

Trudi erhob sich. Als sie die Tür von Schättis Zimmer hinter sich schloß, blieb sie stehen. Die Brieftasche des Chefs war voll von Zigarren gewesen. Es bestand gar kein Zweifel. Er hatte sogar eine herausgenommen. Warum rauchte er nicht die, die in seiner Tasche steckten? Daß sie frisch waren, hatte Trudi auf den ersten Blick erkannt. Schließlich arbeitete sie jetzt drei Jahre in dieser Branche. Aber Xylander hatte sie zur Schätti nebenan geschickt. Trudi Leu dachte sehr scharf nach. Warum rauchte Xylander nicht die Zigarren aus seinem eigenen Etui?

Trudi Leu verließ nachdenklich ein paar Minuten später die Fabrik. Die Byswang hatte erklärt, daß Direktor Xylander in der fraglichen Zeit nicht telephonierte habe. Trudi Leu setzte ihre Schritte zögernd hintereinander, und eine steile Falte stand zwischen ihren Augenbrauen. Sie wäre noch erstaunter gewesen, wenn sie das Gesicht ihres Chefs gesehen hätte, der, ein paar Straßenzüge weiter, einer vielleicht 50jährigen hageren Dame verblüfft nachstarrte, die, in schwarze Gewänder gehüllt, mit hochmütiger Miene an ihm vorübereilte. Dieses streng, energisch und immer noch jungfräulich aussehende Wesen war Fräulein Helene Loos, die Schwester des Herrn Arnold Loos. Was er an Umfang zu viel, an Größe zu wenig hatte, schien eine boshafte Natur der

Schwester zugeschanzt zu haben, die ebenso dünn und langaufgeschossen war, wie ihr Bruder dicklich und klein. Fräulein Loos mißbilligte alles, was auf der Welt im allgemeinen und in der Zigarrenfabrik «Makedonia» im speziellen geschah. Sie hegte den Verdacht, daß alle Sekretärinnen ihrem Bruder nachstellten. Herr Xylander stand mit diesen unzüchtigen Wesen im Bunde, deswegen liebte sie ihn gar nicht. Freilich konnte der Grieche die Abneigung des ältlichen Fräuleins verschmerzen, und er bedauerte seinen Kompagnon, der streng unter ihrer Bewachung stand, so daß er es bis heute nicht gewagt hatte, zu heiraten. Fräulein Loos verschwand, hochauferichtet und abweisend, in einem Haushaltungsgeschäft. Es sollte sich als nicht ganz unwichtig erweisen, daß sich diese heitere Begegnung mit Fräulein Loos so fest dem Gedächtnis Xylanders eingegraben hatte.

Frau Valerie soll sich erholen.

«Das Spitzennachthemd», rief Valerie Xylander ärgerlich. «Suzanne, geben Sie mir doch das Ding endlich! In einer halben Stunde geht der Zug. Ich kann doch nicht am Thunersee ohne Nachthemd leben.»

Suzanne hielt das Gewünschte längst bereit. Sie kümmerte sich um die Verzweflungsausbrüche ihrer Herrin nicht mehr, denn die wiederholten sich vor jeder Reise. Heute war alles etwas plötzlich vor sich gegangen. Der Herr erschien zu Haus wie jeden Tag, und dann nach dem Essen hieß es, daß Madame Erholung brauche und

nach Spiez fahre. In größter Hast hatten Agnes und Suzanne alles bereitgestellt. Die unzähligen Bücher, ohne die Frau Xylander nicht reisen konnte, und die Tee- und Abendkleider, die im allgemeinen nicht gebraucht wurden, denn Frau Xylanders Erholung bestand meistens darin, daß sie den ganzen Tag irgendwo lesend in der Sonne lag und sich um nichts kümmerte. Aber mitnehmen mußte sie die Sachen eben doch. Es machte so einen schlechten Eindruck, mit leeren Koffern zu reisen.

Endlich hatte das Spitzennachthemel seinen Platz gefunden. Frau Xylander bestieg das Auto, lächelnd Pedroni freundlich entgegen, der unterwürfig und etwas stumpf grüßte, und dann sauste der Packard davon. Valerie Xylander fand, daß sie eigentlich die Erholung nicht so nötig hatte, wie ihr Mann das meinte, aber da die Ereignisse mit den drei Kiosken am See sie ein bißchen nervös gemacht hatten, begrüßte sie diese Reise. Außerdem reiste sie leidenschaftlich gern und hatte es längst aufgegeben, sich über die Gedanken ihres Gatten den Kopf zu zerbrechen. Er ließ sie so leben wie sie wollte, und das genügte ihr. Sie grübelte nicht gern, das machte Kopfschmerzen. Kopfschmerzen liebte Madame Xylander nicht, weil sie an den häßlichen, frühzeitigen Stirnfalten schuld sein sollten, wie sie kürzlich in einem Prospekt gelesen hatte.

Der Bahnhof wimmelte von Menschen. Pedroni schleppte geduldig den Koffer. «Nach Spiez?» fragte er, und Frau Xylander nickte. Wie sehr sich dieser Mann seit dem Tod von Fräulein Beurer verändert hatte!

Mühelos fand Frau Valerie einen Platz in der zweiten Klasse, Eckplatz, in der Fahrtrichtung. Es blieben noch zwei Minuten Zeit. Herr Xylander habe ihn noch zu sich bestellt, meinte der Chauffeur. Dabei blickte er über die Frau hinweg in irgendeine Ferne. Dann verschwand er. Nachdenklich schaute Valerie Xylander zum Fenster hinaus. Für einen Augenblick hatte sie alle Lust verloren, wegzufahren. Es schien ihr, als dürfe sie die Stadt jetzt nicht verlassen. Aber da sie keinen Grund für dieses Gefühl wußte, verjagte sie es energisch. Man durfte nicht seinen dummen Befürchtungen nachgeben. Das Klima in Spiez galt als heilsam, der Thunersee erfreute sich steigender Beliebtheit — warum sollte man nicht in Erholung gehen, wenn der Gatte fand, daß man schlecht aussehe? Frau Xylander betrachtete sich prüfend im Spiegel, während sich der Zug vorsichtig in Bewegung setzte. Sie sah blühend aus.

Verzweiflungskampf.

Es war eine sonderbare und planlose Unruhe, die Arnold Loos an diesem hell übersonnten Septembertage aus dem Büro getrieben hatte. In den letzten Tagen war sie öfters zu ihm gekommen: die unsinnige Rastlosigkeit, die ihn arbeitsunfähig machte. Er wußte, daß er übermüdet war, daß er sich von der unbeugsamen Energie Xylanders hatte mitreißen lassen, und er beschloß, zu bremsen. Es ging nicht mehr an, daß man alles so forcierte, man verlor Ruhe und Gesundheit dabei... Arnold Loos startete auf die sonnige, belebte Bahnhofstraße, auf der die blau-weißen Straßenbahnen fuhr, und sein Entschluß stand fest: er würde sich nicht ruinieren. Man lebt nicht, um sich abzuschuften, um ein paar lumpige Franken mehr als Reingewinn zu buchen, man mußte sich Ruhe gönnen, man mußte bremsen.

Ueber der Bahnhofstraße flimmerte eine milde Sonne. In den leichtvergilbten Bäumen, die aussahen, als habe man sie festlich geschmückt für diese Septembertage, in denen ihr Sterben beginnen sollte, spielten helle Lichter. Arnold Loos nahm den Hut ab. Der Wind fuhr durch sein Haar, und da, wo es schütter wurde, spürte er ihn auf der Kopfhaut.

Vor den Auslagen eines Konfektionsgeschäftes blieb er stehen. Er kämpfte mit einer knabenhaften Laune, sich einen ganz hellen Anzug zu kaufen, der ihm besonders gut gefiel, und der ihn sicher nicht dicker erscheinen ließ. Er stand gerade vor dem einladend hergerichteten Schaufenster, als er in der spiegelnden Glasscheibe das Bild einer Frau bemerkte, leicht verzerrt durch die Brechung des Glases, das Bild einer sehr großen, sehr blauen und sehr aufrechten Frau, die ihn nicht sah und leichten Schrittes vorüberging.

Eine heiße Welle schoß dem Mann ins Gesicht. Er drehte sich herum und startete Ina Zerkinden nach, die in einem hellgrauen Kleiderkostüm da vorne ging, ruhig und sicher, mit hellen Handschuhen, ohne Hut, und der Schein des Lichtes lag glänzend in ihrem braunschwarzen Haar. Verwirrt setzte Arnold Loos wieder seinen Hut auf, verwirrt ging er, instinktiv und ohne zu überlegen, hinter der Frau her, wie ein Hund, der nach langer Trennung die Herrin wieder spürt. Mit Anstrengung bezwang er sich, langsam und unauffällig zu gehen, aber er meinte, alle Vorübergehenden starteten ihm ins Gesicht, das schon wieder naß war wie immer, wenn er sich aufregte, und das er mit seinem Taschentuch trocknete. Mein Gott, dachte der Mann, dreißig Jahre bin ich alt, dreißig Jahre harte, freudlose Jahre liegen auf mir. Und immer noch läßt mich diese Frau nicht los. Immer noch hänge ich an ihr und muß ihr Blumen schicken und werde rot wie ein Schuljunge, wenn ich sie sehe.

Die Sonne schien ihm jetzt heiß und stechend. Am liebsten hätte er seinen Kragen gelockert, aber das ging nicht auf der Bahnhofstraße, und außerdem zitterten

seine dicken Finger ein wenig. Ina Zerkinden trat aus einem Geschäft, unahnbar, eilig, hoherhobenen Hauptes. Loos stand nur ein paar Schritte entfernt von ihr. Sie erkannte ihn, er spürte es ganz deutlich, sie mußte ihn erkannt haben. Aber sie blickte durch ihn hindurch, als sei er Luft, und ging weiter. Arnold Loos bemerkte jetzt erst, daß er vor einem Blumenladen gestanden hatte, in dessen Schaufenster Flieder in großen Büschen blühte, heller weißer Flieder, langstielig, frisch mit vielen kleinen Dolden. Wie lange wird das noch gehen, dachte Arnold Loos, daß ich ihr verfallen bin, daß ich vergehe vor Sehnsucht nach ihrem Leben und sie mit Blumen belästige, die sie sicher fortwirft?

Vielleicht wirft sie sie gar nicht fort? Wenn ich das wüßte, das wäre schon etwas! Eine heiße grundlose Hoffnung überfiel den Mann. Ein beglückendes freundliches Bild stieg vor ihm auf: Er sah das weite Terrassenzimmer und auf dem Tisch in der großen blauen Vase einen Strauß Blumen, seine Blumen, und daneben stand Ina, ordnete mit sorgsamem Händen die Stiele, hielt ihr Gesicht hinein in den Duft mit einem Ausdruck freundlichen Gewährens. Aber rasch verschwand das Bild, und der bittere Bodensatz der Enttäuschung wirbelte wieder herauf. Sie füllte ihn ganz aus, diese Bitternis, sie wuchs zu einem ätzenden Haß auf den, der an der Ungewißheit schuld trug, sie fraß und fraß, und er mußte etwas gegen sie tun. Es schien dem Manne Loos, während er wie gehetzt die Straßen hinabellte, als sei dieser Gaston Meyrat schuld daran, daß all diese Jahre vergebliches Warten bedeuteten, sinnlos zerstörende Liebe, die sich nicht erfüllen wollte.

Als er das Café Sprüngli betrat, stand sein Entschluß fest. Er würde diesem Kerl schreiben. Sofort. Keiner schonete ihn, er würde auch keinen schonen. Rasch stürzte er einen Apéritif herunter. Rings um ihn surrten die Gespräche. Er hörte nichts. Auf dem feingemasterten Bogen, den die Serviertochter herbeibrachte, stand in zierlichen blauen Lettern: «Café Sprüngli, Confiserie». Arnold Loos fühlte sich sonderbar angerührt. Es war ihm, als sei er ein Fremder in dieser Stadt, die ihn erzeugt und genährt hatte, als sei er irgendein Namenloser und Durchreisender, der nichts sein eigen nannte und auf dem gleichgültigen Papier eines gleichgültigen Cafés seine Briefe schrieb, sein Leben schrieb, das ihm kein Heim vergönnt hatte. Es waren mit einem Male die Stühle sehr weit fort, es waren nicht die Gesichter, die er täglich um sich sah, sondern andere, unangenehme, grinsende, die ihn nicht kennen wollten und ausschlossen aus dem beruhigenden Kreis ihrer Gespräche. Aber er wickelte sich seinen Platz erzwingen, nehmen, was ihm zukam, und wehe denen, die ihn daran hindern wollten! Man konnte ihm nicht vorwerfen, daß er unüberlegt handelte, oft genug hatte er Gaston Meyrat gewarnt. Er wußte genau, was er tat.

Folgendes schrieb Arnold Loos:

Verehrter Herr Meyrat!

Ich erinnere Sie an unser letztes Gespräch. Die Verpflichtungen, die Sie mir gegenüber eingegangen sind, betrachte ich keineswegs als erloschen. Sollte ich nicht in kürzester Zeit die verlangten Berichte über das Leben Frau Zerkindens bekommen, dann werde ich Maßregeln ergreifen, die für Sie höchst unangenehm sind. In meinem Besitz befinden sich sieben von Ihrer Hand geschriebene Auskünfte, Frau Zerkinden betreffend, die Sie mir im Lauf der letzten drei Jahre zugestellt haben. Diese Berichte werde ich durch einen Boten unserer Fabrik Ina direkt zustellen lassen — nicht etwa durch die Post, wie ich hinzufügen möchte, um Sie von vergeblichen Indiskretionen zurückzuhalten. Wenn ich von meiner Reise zurückkomme, in etwa 14 Tagen, erwarte ich Nachrichten von Ihnen.

Hochachtend

Arnold Loos.

Der Mann schien mit dem Brief zufrieden. Mit hastigen Händen faltete er ihn zusammen und steckte ihn in das Kuvert. Er konnte es kaum erwarten, bis die Serviertochter das Geld gewechselt hatte. Den Hut in der Hand, mit raschen Schritten, schwindend und etwas außer Atem, lief er die Treppe hinunter, an den nächsten Briefkasten.

Das Verhalten Gaston Meyrats, als er dieses Schreiben erhielt, war zunächst so, wie es sich Herr Arnold Loos vorgestellt hatte. Seine Hände begannen zu zittern, in seine Augen trat ängstliche, gequälte Unruhe. Er legte den Brief in eine Schublade, zu der er immer wieder zurückkehrte. Jetzt ging der Kampf hart auf hart. Allmählich verschwand die furchtsame Hilflosigkeit aus den Augen des jungen Mannes. Ein neuer Zug stand plötzlich in seinem Gesicht. Feindliche Entschlossenheit, kämpferischer Trotz, der durchhalten würde bis zum äußersten. Auf keinen Fall durften jene unseligen Berichte, die er gezwungenermaßen gegen seinen eigenen Willen einmal geschrieben hatte, in die Hände der Frau gelangen, die er liebte. Jetzt, in diesem Augenblick, da er begann sich ihr Vertrauen zu erwerben, jetzt, da sie ihn so nötig brauchte, um Robbi wiederzufinden, jetzt sollte dieser Besessene mit seinem blinden Haß alles zerstören? Nein, und abermals nein! Gaston Meyrat wird sich sein Leben nicht von einem verjährtten Gläubiger zertrümmern lassen. Er sieht sehr hart, sehr entschlossen aus in diesem Augenblick. Wenn der andere den Krieg will,

kann er ihn haben. Und er wird vor nichts zurückschrecken, auch vor dem Äußersten nicht. Hiieß es nicht irgendwo, daß die beste Verteidigung der Angriff sei?

Ein Geschäft kommt nicht zustande.

Der alte Juwelier Hürlimann legte vorsichtig das Kollier beiseite, als jetzt fein und silbrig das harmonisch abgestimmte Glockenspiel der Läden erklang, das den Besuch eines Kunden ankündigte. Mit einem fragenden, fast besorgten Blick sah er über die metallenen Ränder seiner Brille den Besucher an, der eben eingetreten war. «Womit kann ich dienen?» fragte er sanft.

Der Kunde zögerte einen Augenblick. «Sie kaufen auch Schmuckstücke?» fragte dann eine etwas belegte Stimme.

«Gewiß.» Hürlimanns Antwort klang etwas reservierter als seine erste Frage. «Gewiß. Prinzipiell ja. Aber heutzutage ist es nicht leicht, die Sachen wieder loszuwerden, deshalb. Sie verstehen, kann man immer nur von Fall zu Fall...»

Er sprach nicht weiter, denn der Besucher hatte schweigend eine Perlenkette aus seiner Rocktasche gezogen und sie vor Hürlimann auf die grüne Stoffunterlage gelegt, die sich auf dem gläsernen Ladentisch ausbreitete. Wortlos betrachtete der Juwelier die Kette, holte eine Lupe aus der Westtasche und untersuchte ein paar Perlen. Sie waren echt, das sah er sofort, es war ein kostbares altes Stück, das er da in der Hand hielt. Wenn ich die Kette unter Preis verkaufe, finde ich in vierzehn Tagen jemanden dafür, dachte er; bis jetzt war er selten auf solchen Gelegenheitskäufen hängen geblieben.

«Nein, ich habe dafür kein Interesse», sagte er laut. «Es ist keine Zeit mehr für solch teure Sachen.» Er zuckte bedauernd die Achsel und rollte die Kette zusammen, als wolle er den andern auffordern, sie wieder einzustecken.

Der Besucher rührte sich nicht. «Ich würde sie natürlich unter Preis verkaufen», sagte er. Die Stimme klang leise und zaghaft.

Hürlimann lachte nur leicht und ohne Aufwand, als lohne es ihm gar nicht zu sagen, daß sich das ja von selbst verstehe. 8000 ist sie mindestens wert, dachte Hürlimann, 4000 werde ich ihm bieten. «Ich könnte sie höchstens in Kommission nehmen», warf er vorsichtig hin.

«Nein», die Antwort kam sofort, «damit ist mir nicht gedient. Ich muß sie sofort verkaufen.»

3000 werde ich bieten, dachte Hürlimann. Er wird 5000 fordern, ich biete 3000 und zahle dann 3500. «Was dachten Sie denn als Preis?» fragte er mit ablehnend kühler Stimme.

Es dauerte eine Weile. «Vielleicht — sagen wir — 2500.»

Hürlimann schaltete blitzschnell um. «1500 ist das Äußerste», sagte er kurz und sachlich in abschließendem Ton, als sei der Kauf schon erledigt.

«2000 wenigstens», kam fast bittern die Stimme des Mannes.

«Gut», beschloß Hürlimann die Unterhaltung, «ich zahle 1800.»

Einen Augenblick Schweigen. Dann: «Meinetwegen.» Hürlimann konnte gerade noch einen erleichterten Seufzer unterdrücken.

Noch einmal ließ er, als könne er sich nur schwer entschließen, die Kette durch seine Finger gleiten. Da, in dem Moment, wo er sie wieder auf den Tisch rollen lassen wollte, fiel ihm etwas auf. An einem Ende der Kette, dicht neben dem Verschluss, fehlte eine Perle. Die Kette war anscheinend an der Stelle einmal zerrissen, der Verschluss dann notdürftig und dilettantisch an das Fadenende der Perle Nr. 2 wieder angeknüpft. Kleinigkeit, dachte Hürlimann großmütig. Ich werde deshalb noch nicht einmal den Preis drücken, immer anständig!

Plötzlich hielt er inne. Eine echte Perlenkette, an der eine Perle fehlt! Wo hatte er das in den letzten Tagen doch gehört? Nicht gehört, gelesen! Jetzt fiel es ihm ein. Deutlich sah er auf einmal das hektographierte Schreiben vor sich, auf dem oben stand: «An alle Juweliersgeschäfte der Stadt» und unten ein dicker, schwarzer Amtsstempel der Polizei, daneben der Name eines Kommissars namens Wienert. Da wurden alle Juweliers aufgefodert, sofort die Polizei zu verständigen, falls ihnen eine Kette vorgelegt werde, an der eine Perle fehle. Es gehe dabei um die Mordaffäre Beurer, stand noch darin.

Hürlimann sah den Besucher an. Er trug einen nicht mehr neuen schwarzen Anzug, war sehr breit in den Schultern, hatte schwarzes, zurückgekämmtes Haar, ein glattes, sonnverbranntes Gesicht, Alter etwa 30 Jahre. Schade, dachte Hürlimann, dann wird's also nichts mit der billigen Kette. Einen Moment überlegte er, ob er nicht doch, in gutem Glauben natürlich, kaufen solle, und die Sache nicht melden — aber nein, er wußte, daß man in diesen Fällen den Kampf zwischen Pflicht und Neigung gar nicht erst zu eröffnen brauchte, es kam nachher doch immer heraus, und dann war man die billige Kette und den billigen Kaufpreis los. Also anrufen, entschloß er sich bekümmert.

(Fortsetzung folgt)